



CLAUDE CUENI

Roman

GIGANTEN

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Claude Cueni

GIGANTEN

Roman

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Giganten erzählt die Geschichte zweier Freunde, die im ewigen Wettstreit um das größte Bauwerk der Welt zu Rivalen werden; es ist das Drama zweier Rivalen, die im Wettstreit um eine Frau zu Feinden werden. Der eine ist der kühl berechnende Visionär und Ingenieur Gustave Eiffel, der geniale Eisenmagier, der den Eiffelturm erbaute; der andere der Bildhauer Frédéric Bartholdi, ein Künstler aus Leidenschaft, der von der Idee besessen ist, einen weiblichen Koloss von Rhodos zu erschaffen, und die Freiheitsstatue errichtete. Zwischen den beiden Männern steht eine junge Frau, die sich zwischen Vernunft und Herz, zwischen wirtschaftlicher Sicherheit und einem Leben als Bohémienne, entscheiden muss.

Claude Cuenis neuester Roman ist eine historische Fiktion die uns auf eine spektakuläre Reise durch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts führt. Es ist die Epoche der Beschleunigung, der Eisenbahn, der Telegrafie, der Orientreisen, der Goldsucher in Alaska; die Zeit der industriellen Revolution, des rücksichtslosen Kolonialismus, der großen Finanz- und Wirtschaftskrisen, der letzten Typhus- und Cholera-Epidemien; es ist die Zeit von Jules Verne, Louis Vuitton, Karl Marx und vielen bekannten Unbekannten. Basierend auf historisch gesicherten Fakten, erzählt Claude Cueni von fiktiven Begegnungen, von Leidenschaft und Ruhmsucht, der Kraft der Liebe und dem Willen des Menschen, Unmögliches zu erschaffen. Er erzählt die Geschichte vom Visionär und Ingenieur Gustave Eiffel, der den Eiffelturm erbaute, und dem Bildhauer Frédéric Bartholdi, der die Freiheitsstatue errichtete.



Falls Ihr Gerät das Video nicht abspielen kann, können Sie es auch hier ansehen:
<http://www.woerterseh.ch>



Claude Cueni, geb. 1956 in Basel, schrieb historische Romane, Thriller, Theaterstücke, Hörspiele und über 50 Drehbücher, unter anderem für Fernsehserien wie »Tatort«, »Eurocops«, »Peter Strohm« und »Cobra 11«. Für Blackpencil designte er jahrelang Computergames, darunter den Welthit »Catch the Sperm«. Sein historischer Roman »Das große Spiel« (Heyne), die wahre Geschichte des Papiergelderfinders John Law, belegte Platz eins der Schweizer Bestsellerliste und wurde bisher in 13 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien 2014 im

Wörterseh Verlag der viel beachtete Bestseller »Script Avenue«, in dem Claude Cueni, anders als in seinen bisherigen Büchern, nicht die Geschichten anderer, sondern seine eigene erzählt. Claude Cueni lebt in Basel.

Für Clovis

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe

© 2015 Wörterseh Verlag, Gockhausen

Lektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Korrektorat: Reto Winteler, Wetzikon

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Motiv Buchcover vorn: © Leonard de Selva / Corbis;

es zeigt die Pariser Weltausstellung von 1889

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Lucius Keller
und Andrea Leuthold, Zürich

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Print ISBN 978-3-03763-057-0

E-Book ISBN 978-3-03763-576-6

www.woerterseh.ch

»Alles, was erfunden werden kann, ist erfunden worden.«

Charles H. Duell, Beauftragter des US-Patentamtes, 1899

*»Alles, was ein Mensch sich vorzustellen vermag,
werden andere Menschen verwirklichen können.«*

Jules Verne (1828–1905)

Prolog

»Giganten« ist eine historische Fiktion nach Motiven der Biografien von Gustave Eiffel und Frédéric Bartholdi. Sie besteht aus historisch gesicherten Fakten und teilweise erfundenen Ereignissen und Begegnungen. Chronologie und Altersangaben wurden mancherorts zugunsten der Dramaturgie modifiziert.

Alle Originalzitate aus Tagebüchern, Zeitungen und Briefwechseln sind kursiv gesetzt.

Bezeichnungen, Redewendungen und Straßennamen aus der damaligen Zeit habe ich aus Gründen der Authentizität eins zu eins wiedergegeben. Liberty Island, der Standort der Freiheitsstatue im New Yorker Hafen, hieß zum Beispiel noch Bedloe's Island beziehungsweise Île de Bedloe; und auch etliche Pariser Straßennamen und Hotels sind heute umbenannt oder verschwunden. Damals verwendete Begriffe wie »Neger« oder »poussieren« habe ich bewusst übernommen.

Für die Figur Charles Bartholdi, die aufgrund ihrer »historischen Bedeutungslosigkeit« kaum schriftliche Erwähnung findet, gab mir Isabelle Bräutigam, Konservatorin des Musée Bartholdi in Colmar, die entscheidenden Informationen. Ich bedanke mich an dieser Stelle sehr herzlich bei ihr.

Claude Cueni, im Mai 2015

Inhalt

Erster Teil

Zweiter Teil

Dritter Teil

Vierter Teil

Fünfter Teil

Sechster Teil

Anhang

Historische Figuren

Fiktive Figuren

Glossar

ERSTER TEIL

George Stephenson, ich bin bereit

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wartete ein Mann auf den Zug nach Paris. Er hieß Jean Charles Bartholdi. Er hatte keine Fahrkarte gelöst; für diese Fahrt würde er keine brauchen. Ein eisiger Wind blies ihm ins Gesicht, die Natur lag im Sterben, bald würde der Winter kommen und die Landschaft unter einem weißen Mantel begraben. Jean Charles Bartholdi, der Präfekturberater von Colmar, stand am Straßburger Bahnhof und wartete auf die Eisenbahn, die ihn nach Paris bringen würde. Zu einem Anwalt. So hatte er es jedenfalls seiner jungen Ehefrau Charlotte und seinem zwölfjährigen Sohn Frédéric gesagt, als er sich heute früh von ihnen verabschiedete. Charles, sein ältester Sohn, hatte ihn begleiten wollen. Doch Jean Charles Bartholdi hatte ihm erklärt, dass es im Leben Reisen gebe, die ein Mann allein antreten müsse. Charlotte hatte ihn gebeten, seinen Cousin Alphonse in Mulhouse aufzusuchen, der sei doch auch Anwalt. Aber er hatte insistiert, das sei geschäftlich, im Auftrag der Präfektur. Und Alphonse sei viel zu alt, er verstehe die neue Welt nicht mehr. »Die alte Welt löst sich auf, ein neues Zeitalter hat begonnen. Wir unterwerfen fremde Kontinente und huldigen dem Eisen und der Elektrizität.«

Jean Charles Bartholdi stieg auf das Gleisbett und schritt die Schienen entlang, als habe er sich vorgenommen, den Abstand der einzelnen Holzschwellen zu vermessen. Doch Jean Charles Bartholdi arbeitete nicht für die Compagnie du chemin de fer de Paris à Strasbourg, und er war auch nicht im Auftrag der Colmarer Präfektur unterwegs. Er hatte ein anderes Ziel. Er nahm eine Eisenbahnschwelle nach der andern. Ordnung, Struktur, das hatte er stets seinen Söhnen gepredigt. Doch die Welt war aus den Fugen geraten. Sie hatte den Rahmen, den Vernunft und Erfahrung vorgeben, gesprengt. Ihm

schien, als würde die Menschheit wie eine entfesselte Herde dem Abgrund entgegenstürmen.

Als er den kleinen Bahnhof hinter sich gelassen hatte, nahm er seinen schwarzen Zylinder ab. Später, als er das Waldstück erreichte, wo sich das Schienennetz bog, blieb er stehen und zog seinen Frack aus.

Was hatten sie ihm in Paris nicht alles erzählt über die britischen Eisenbahnen! Sie würden eine noch nie da gewesene Beschleunigung des Lebens einleiten. Tagelange Kutschenfahrten würden durch mehrstündige Zugfahrten ersetzt. Man würde gigantische Fabriken bauen, die Massenware produzieren und mit der Eisenbahn in alle Winkel des Landes bringen würden. Napoléon III. hatte den Nutzen gleich erkannt. Wer über ein Schienennetz verfügte, würde in Zukunft Kriege gewinnen. Überall waren kleine Gesellschaften gegründet worden, die Teilstrecken bedienten. Kaufte man Aktien von Eisenbahngesellschaften und ihren Zulieferbetrieben, konnte man nichts falsch machen. Jean Charles Bartholdi hatte sich das alles ganz genau überlegt. Er war ein gescheiter Mann und vertraut mit Zahlen. Der Eisenbahn gehörte die Zukunft.

Jean Charles Bartholdi faltete seinen schwarzen Gehrock sorgfältig zusammen und legte ihn abseits der Schienen ins schütterere Gras. Dann nahm er die gemusterte Krawatte ab, knöpfte den Klappkragen auf und legte beides auf den Gehrock. Die Taschenuhr zeigte zehn vor sechs. Fast andächtig zog er die graue Weste aus. Im weißen Hemd und der karierten Hose wirkte er seltsam verloren in der Landschaft. Es war bitterkalt. In vier Minuten würde die Eisenbahn mit einem schrillen Pfeifen in den Wald hineinfahren. Es würde eine dampfbetriebene George Stephenson sein. Seguin hatte sie weiterentwickelt, und da er Franzose war, war nun auch die George Stephenson eine Französin. Vor wenigen Jahren hatten noch Pferde die Wagons gezogen. Jetzt brauchte man keine Pferde mehr. Die Zugtiere der Postkutschen würden bald zu Trockenfleisch verarbeitet. Hufschmiede, Stellmacher, Lackierer und Linierer; bald würde man sie alle nicht mehr brauchen.

Und auch den italienischstämmigen Präfekturberater aus Colmar

würde man nicht mehr brauchen. Ein junger Ingenieur würde ihn ersetzen. Jean Charles Bartholdi hatte sein ganzes Vermögen in britische Eisenbahnaktien gesteckt. Er hatte sich an vielen Compagnien beteiligt, die vorgaben, größere Städte miteinander verbinden zu wollen. Er hatte sogar die Populationen der einzelnen Städte berechnet. Welche Strecken würden sich lohnen? Wer betrieb diese Strecken? Wer waren die Konkurrenten? Wo gab es Minen und Produktionsstätten, eine Eisen verarbeitende Industrie, die auf ein Schienennetz angewiesen war? Reinvestierten sie den Gewinn, oder zahlten sie ihn in Form von Dividenden an die Aktionäre aus? Wer waren die Zulieferbetriebe, die von diesem Boom profitieren würden? Plötzlich hatten alle wie wild Eisenbahnaktien gekauft. Die Preise schossen in den Himmel. Charlotte hatte ihn gewarnt. Sie misstraute diesen schwarzen, Ruß spuckenden Kolossen, doch er hatte sie überzeugt. Er wusste alles über diese neue Branche. Eisenbahnaktien waren eine hundertprozentig sichere Investition. Der Staat übernahm sogar einen Teil der Baukosten, subventionierte, förderte, stellte Grund und Boden zur Verfügung, gewährte Zinsgaranziezuschüsse, erteilte lange Konzessionslaufzeiten; es war absehbar, dass das Eisenbahnfieber keine Grenzen mehr kennen würde. Wo war das Risiko? Frankreich war groß. Die Eisenbahn würde die Wirtschaft förmlich explodieren lassen. Das Zeitalter der Beschleunigung hatte begonnen, eine Erfindung jagte die andere: neue Technologien, Industrien. »*Only the sky is the limit*«, schrieb die neue britische Wirtschaftszeitung »*The Economist*«. Dumm, wer das nicht erkannte und nicht auf diesen Zug aufsprang.

Jean Charles Bartholdi hatte nie zu den Dummen gehören wollen. In einer Minute würde der Zug in den Wald hineinfahren. Dieser Zug würde eine unglaubliche Geschwindigkeit von fünfunddreißig Stundenkilometern haben. Der Zugführer würde ihn erst im letzten Augenblick sehen und nicht mehr anhalten können. Bartholdi dachte an seine Söhne Charles und Frédéric, der ältere sechzehn, der jüngere gerade vierzehn geworden. Bitterkeit und Wehmut schnürten ihm die Kehle zu. Charles war ihm besonders ans Herz gewachsen. Es ist nicht

wahr, dass Eltern für jedes Kind das Gleiche empfinden. Charles neigte zur Melancholie, wie er, sein Vater.

Jean Charles Bartholdi löste die Uhrenkette von seiner Brusttasche und stieg wieder die Böschung hinunter. Dort hatte er Gehrock, Veston und Zylinder ins Gras gelegt. Sorgsam legte er einen Brief in den schwarzen Hut. Er warf einen letzten Blick auf die goldene Uhr seines Vaters, löste sie von der Kette. Eine hübsche Berlocke hing daran, ein elfenbeinernes Anhängsel, das einen Pinienkern darstellte, das Symbol der Ewigkeit.

Ein ohrenbetäubendes Pfeifen, Stöhnen und Rasseln zerriss die Stille. Es kam direkt aus dem Wald, es kam auf ihn zu. Er hetzte auf das Bahngleise hinauf und kniete nieder, als wolle er Gott für diesen Frevel um Verzeihung bitten. Ein dampfendes Stahlross schoss aus dem Wald. George Stephenson! Jean Charles Bartholdi starrte auf das schwarze Monster, das wie ein rauchender Feuerdrachen auf ihn zukam. Er fixierte das Ungeheuer. Er hatte sich vorgenommen, keine Angst zu haben. Dann kniff er die Augen derart zusammen, dass er nichts mehr sehen konnte. Er hörte weder das Quietschen der Bremsen noch das Aufjaulen und Rattern der Maschinen. Es war vorbei. Die Eisenbahn war zu ihm gekommen. Bartholdis Körper wurde in tausend Stücke zerrissen. Sein linker Fuß klatschte gegen seinen Zylinderhut und hinterließ eine blutige Spur auf seinem Abschiedsbrief.

Hatte er einen letzten Willen?

»Sterben«, murmelte die junge Witwe Charlotte Bartholdi, geborene Beysser. Sie saß konsterniert hinter dem schweren Eichentisch ihres verstorbenen Mannes in der Colmarer Wohnung. Ein Stapel Briefe lag auf dem Tisch. Die meisten Schreiben waren ungeöffnet. Vor ihr lag das handgeschriebene Testament ihres Ehemannes. Der Verstorbene hatte es mit einem bronzenen Löwen beschwert, einer Kopie des Luzerner Löwendenkmals, das einen erschöpften Löwen in der Agonie zeigt. Charlotte Bartholdi starrte die Skulptur an und spürte die ganze

Traurigkeit des verendenden Tieres. Sie hatte die Arme ausgebreitet und hielt sich an der Tischkante fest. Selbst im Augenblick tiefster Trauer konnte ihre Schönheit nicht verblassen. Sie hatte ein schmales Gesicht mit leicht hervorstehenden Wangenknochen und auffallend kräftigen, schwarzen Brauen. Sie hob langsam den Kopf und ließ den Blick über die große Bibliothek ihres Mannes schweifen. Er hatte in seinem Leben mehrere hundert Bücher gesammelt und alle fein säuberlich in der verglasten Bücherwand aufbewahrt. Nach einer ganz bestimmten Ordnung. Die untere Hälfte der Wände war mit dunkel gebeizter Täferung verkleidet, darüber war die Wand mit einer grünen Tapete bespannt, die filigrane weiße Efeumuster trug. Kupferstiche an den Wänden zeigten maritime Motive und Szenen aus den französischen Kolonien.

Charlotte starrte nun auf die große Pendule zwischen den beiden kleinen Fenstern, die die Sicht auf eine kleine Gasse freigaben. Die Pendule hatte soeben in der Rue des Marchands 30 die nächste halbe Stunde angesagt. Charlotte realisierte in diesem Augenblick, dass die Zeit nicht stehen bleiben würde, bis sie ihren Trauerschleier abgelegt hatte. Das Leben kannte kein Mitleid. Aber sie glaubte daran, dass der Mensch die Fähigkeit hatte zu trauern und dass er auch die Fähigkeit hatte, diese Trauer zu überwinden. Fast trotzig zupfte sie an ihren Pulswärmern aus schwarzer Seide. Dann sah sie den wuchtigen Globus, den ihr Mann in einem Anflug von Euphorie beim britischen Globenverlag Newton & Son bestellt hatte. Die Eisenbahnschienen würden sich wie ein Spinnennetz über den gesamten Globus verteilen, hatte er immer wieder erzählt und deshalb britische Eisenbahnaktien gekauft. Und diesen imposanten Globus.

»Der wurde noch im Kupferstichverfahren hergestellt«, sagte der alte Mann, der sich tief über den Globus gebeugt hatte. »Heute benutzt man Farblithografien und presst die Halbkugeln aus Karton.«

Der Besucher wandte sich Charlotte zu und bewegte sich mit unsicherem Schritt zum Schreibtisch. Erst jetzt fiel auf, dass er sich gar nicht über den Globus gebeugt hatte, sondern dass er aufgrund einer schweren Sklerose diese gebückte Haltung einnahm. Etwas

umständlich rückte er den Sessel zurecht und setzte sich. Alphonse, so hieß der Mann, hatte schlohweißes Haar mit buschigen, breiten Koteletten und war der Cousin von Charlottes verstorbenem Mann, außerdem der Anwalt der Familie Bartholdi.

»Das ist alles?«, fragte Charlotte irritiert.

»Ja, Charlotte, das ist alles«, sagte Alphonse mit gedämpfter Stimme und schob ihr das große Bündel Eisenbahnaktien über den Tisch.

»Das ist nichts«, flüsterte Charlotte, »das ist nichts als wertloses Papier.«

Nach einer Weile des Schweigens erhob sich Alphonse und machte eine kleine Verbeugung. Das Atmen fiel ihm schwer. »Ja, das ist nichts. Er hat nichts hinterlassen«, sagte er.

Die Pendule schlug erneut die Zeit an. Die Uhrenhersteller dachten, dass der erste Schlag die Menschen weckt und ein zweiter Schlag nötig war, aber Charlotte hatte die ganze Nacht über nicht geschlafen. Sie starrte auf den bronzenen Bacchus auf dem steinernen Vorsprung des Cheminées. Der Gott des Weines saß auf einem Fass, in dem ein Ziffernblatt aus Emaille eingearbeitet war: ein Hochzeitsgeschenk. Feste, Einladungen, Soupers, das war nun vorbei. Sie würde den Rest ihres Lebens allein verbringen. Ich werde mich um Frédéric kümmern, dachte sie. Das gab ihr Mut. Jetzt bemerkte sie, dass Cousin Alphonse sie die ganze Zeit über fragend anschaute. Er war unsicher auf den Beinen. Sie konnte ihn nicht warten lassen.

»Danke, dass du gekommen bist, Alphonse. Soll ich dich zur Kutsche hinausbegleiten?«

»Ich stehe stets zur Verfügung, Charlotte. Ich habe meinen Cousin sehr geschätzt. Ich bin deshalb bereit, die Ausbildung eines meiner Neffen zu übernehmen. Entscheide du, wer der Talentiertere von beiden ist.«

Als Alphonse den Raum verließ, sah Charlotte Frédéric in der Tür. Er war ein verträumter Junge mit pechscharzem Haar und südländischem Teint. Charlotte lächelte matt und lud ihren Sohn mit einer anmutigen Kopfbewegung ein, sich zu ihr zu setzen. Frédéric

rannte auf sie zu und warf sich in ihre Arme. Sie drückte ihn fest an sich.

»Ist das die Uhr von Papa?«, fragte Frédéric, als er den Kopf wieder frei hatte.

»Die gehört jetzt dir, Frédéric. Halte sie in Ehren.«

Frédéric nahm die Uhr in die Hand und legte sie ehrfürchtig auf den Tisch zurück. »Ich will sie nicht. Charles ist der Älteste. Warum hat uns Papa im Stich gelassen? Wir sind doch reich.«

»Es ging nicht um Geld.«

»Hatte er uns nicht mehr lieb?«

»Es ging um die Ehre, Frédéric. Er wollte die Schande nicht ertragen.« Charlotte nahm ihren Jungen erneut in die Arme. »Du wirst mich nie verlassen, Frédéric, nicht wahr?«

Sie küsste sein Haar, als wolle sie den Duft ihres Sohnes einatmen. Frédéric ließ es geschehen und fühlte ihre weiche Brust im Gesicht. Er blickte zu seiner Mutter hoch und schüttelte lächelnd den Kopf. Dann nahm Charlotte seinen Kopf zärtlich in beide Hände und küsste ihn auf den Mund. Sie hielt einen Moment inne und schaute Frédéric in die Augen, als versuche sie zu lesen, was nun in ihm vorging. Frédéric lächelte ergeben und fuhr sich mit der Zungenspitze über die feuchten Lippen. Charlotte zog ihn erneut an sich heran und küsste ihn verzweifelt. Dann sah sie Charles in der Tür stehen. Er stützte sich am Türrahmen ab und schien untröstlich. Er hatte große Ähnlichkeiten mit seinem Bruder, doch etwas unterschied ihn von ihm, seine innere Unruhe vielleicht, das Glühen in den Augen, Zorn?

»Komm zu uns«, sagte Charlotte. Charles drehte sich um und verschwand im dunklen Flur.

Charles starrte den Steinklotz an, den er in den Obstgarten hinter dem Haus geschleppt hatte. Mit Hammer und Meißel begann er, den Granitblock zu bearbeiten. Er hämmerte wie besessen, zornig, erbarmungslos, als könne er dadurch den Verlust seines Vaters ungeschehen machen. Es wäre ihm lieber gewesen, seine Mutter wäre gestorben, aber Gott hatte ihm den Vater genommen. Er hatte ihn so

geliebt, jetzt hatte er niemanden mehr.

»Was tust du da?«

Charles hatte seine Mutter nicht kommen hören.

»Ich mache einen Grabstein für Vater. *Stat sua cuique dies*. Jedem ist sein Tag bestimmt. Aus der ›Aeneis‹ von Vergil.«

Charlotte stellte sich hinter den Stein und fixierte Charles mit drohendem Blick. »Lass das sein, Charles. Ich habe das Gehämmere satt. Eine geschlagene Stunde haben sie gebraucht, um im Wohnzimmer den Sarg zu verschließen.«

»Ich will diesen Grabstein für Vater.«

Charlotte ging an ihrem Sohn vorbei, ohne ihn nochmals eines Blickes zu würdigen, und schritt durch den leicht abfallenden Obstgarten zum Haus zurück. »Ich habe bereits einen Grabstein in Auftrag gegeben, Charles«, sagte sie eisig, »tue einfach, was ich dir sage, und zieh dir was Anständiges an. Wir müssen zum Pfarrer.«

»Es tut mir leid, Madame Bartholdi«, sagte der junge Pfarrer und rieb sich verlegen die schmalen Hände, »aber wir können Ihren Ehemann nicht in geweihter Erde bestatten. Er hat gegen Gottes Gesetz verstoßen.« Seine Hände waren von einem zarten Weiß, als hätte er ein Leben lang nur Klavier gespielt und nie da draußen in der brütenden Hitze eine Erdscholle angefasst.

Charlotte war enttäuscht und blickte zu ihren beiden Jungen. Frédéric versuchte ihr zuzulächeln. Sie saßen in der kleinen Sakristei hinter dem Kirchenschiff. Der Raum war finster und mit dunklem Holz verschalt, an der Wand hingen Priestersoutanen in verschiedenen Farben, über der tiefen Eingangstür ein Kreuz.

»Mein Vater wollte nach Paris!«, schrie Charles plötzlich und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, »er hat den Zug nicht gehört, das ist alles!«

»Er hat keinen Abschiedsbrief hinterlassen?«, fragte der Pfarrer leise. Er hob das Kinn leicht an und mimte den Allwissenden, als habe ihm der Heilige Geist etwas zugeflüstert.

Charlotte nahm eine Goldmünze aus ihrer Tasche und schob sie

über den Tisch. »Das hat mein Ehemann hinterlassen.«

Der Pfarrer nahm die Goldmünze an sich. »Das ist tatsächlich kein Abschiedsbrief, Madame«, sagte er und drehte das Goldstück nachdenklich in seinen Klavierfingern. Nach einer Weile schaute er zu Charlotte Bartholdi hoch und sagte ehrfürchtig: »Das ist eine besonders großzügige Spende eines ehrenwerten Mitglieds unserer Kirche!«

Charlotte Bartholdi musterte ihn mit stiller Verachtung und warf ihren beiden Söhnen einen kurzen Blick zu. Schließlich sagte sie: »Ja, mein Mann war ein ehrenwertes Mitglied der Kirchengemeinde. Und ehrenwerte Mitglieder werden in der geweihten Erde innerhalb der Friedhofsmauern bestattet.«

»Ja, das ist Gottes Wille, Madame Bartholdi«, pflichtete ihr der Pfarrer bei und blickte einen Moment auf den gekreuzigten Jesus über der Tür, »danken Sie Gott, dass es schnell vorbei war, denn manchmal ist es ein Schrecken ohne Ende für die Angehörigen. Sie haben bestimmt gehört, dass Voltaire im Todeskampf seine Exkreme verschlungen hat.«

Charlotte Bartholdi verschlug es die Sprache. Noch einmal schaute sie zu ihren Söhnen, stand abrupt auf und nickte enerviert. Der Pfarrer erwiderte das Nicken und lächelte leicht säuerlich. Dann wollte er Charles über den Kopf streichen, doch dieser wich angewidert zurück.

»Dieb!«, zischte er.

Charlotte Bartholdi wollte ihren Jungen zurechtweisen, doch der Pfarrer wehrte gutmütig ab: »Ist schon gut, Madame, der Junge macht schwere Zeiten durch. Ich verzeihe ihm, und Gott tut es auch.«

Aber Charles dachte nicht im Traum daran, *ihm* zu verzeihen. Er würde ihn eines Tages bestrafen, fürchterlich bestrafen.

Die Überreste von Jean Charles Bartholdi lagen in einem Eichensarg, der in seinem Arbeitszimmer aufgebahrt war. Man hatte die einzelnen Körperteile getrocknet, in Kalk gelegt und in Leinensäcke verschnürt. Der Sarg war nun verschlossen, man hatte den Angehörigen den Anblick ersparen wollen – sie hatten keine Ahnung, was George